

GEORG HOLLAS

Charlotte sticht

Über den Autor

Georg Hollas wurde 1967 in einer Kleinstadt am linken Niederrhein geboren. Aufgewachsen in einer Handwerkerfamilie lernte er schnell seine Gedanken und Ideen mit den Händen umzusetzen. Als selbstständiger Maler- und Glasermeister widmete er sich nicht nur seiner Arbeit, sondern entwickelte sich im Laufe der Jahre auch zum Kunsthandwerker. Vor allem die Arbeit mit Pinsel, Farbe und Glas begeisterte ihn.

Wenn es seine Freizeit zulässt, widmet er sich seinem Hobby, dem Schreiben. Geschichten, die über Jahre in seinem Kopf heranreifen, fasste er in Worte und veröffentlichte bislang zwei Fantasy-Romane: 2012 „Ployyderia – Eine andere Welt“ und 2016 „Ployyderia – Bücher der Vergangenheit“.

Seine Diagnose „Multiples Myelom“ (Blutkrebs) veranlasste ihn, einen Erfahrungsbericht zu schreiben, um Krebspatienten, aber auch ihren Angehörigen, aufkommende Ängste und Unsicherheiten zu nehmen und ihnen vielleicht die notwendige Willenskraft zu stärken, gegen den eigenen Krebs anzukämpfen oder Betroffene zu unterstützen.

Georg Hollas

Charlotte sticht



Eine Lebensabschnittskatastrophe
18 Monate Blutkrebs

1. Auflage

ISBN: 978-3-946537-53-3

Umschlaggestaltung: © Georg Hollas
Korrektorat: www.lektorat-mecke.com

Druck und Satz:
Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Namen in diesem Buch wurden anonymisiert,
um die Persönlichkeitsrechte der Beteiligten zu wahren.

Alle Rechte liegen beim Autor.
© 2018 Georg Hollas • www.facebook.com/georghollas

Gewidmet

allen Krebserkrankten mit den besten Genesungswünschen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
1 August	10
2 Knochenklau	19
3 Nicht atmen – weiter atmen	24
4 Die Diagnose schneller als erwartet	32
5 Was ist es?	42
6 Ich bin ...	47
7 Warum ich?	59
8 Glauben? Woran?	62
9 Die offizielle Verkündung	73
10 Charlotte	79
11 Der Hafen oder auch Port genannt	82
12 Das Ende einer Ära	88
13 Chemo? Was ist das?	90
14 Geschichten aus dem Wartezimmer	95
15 Ambulante Chemotherapie	102
16 Cortisongesicht und Gerede	114
17 Was sagt man und was sagt man nicht	122
18 Wenn nichts mehr schmeckt	126
19 Ich will nichts mehr riechen	135
20 Eine Woche Klinik	139
21 Stammzellenlösung	145
22 Haarverlust	153
23 Ein Monat Klinik	162
24 Das Warten auf die Nebenwirkungen	172
25 Meine eigenen Stammzellen	176
26 Privat versichert	182
27 Die Dehnung der Zeit – gleich	190
28 Krankenhausalltag	195
29 Kuriose Begegnungen	199

30	Mein Tiefpunkt	205
31	Sex	217
32	Der Blumenstrauß	224
33	Entlassung	228
34	Ein Schlag ins Gesicht	238
35	Komplementär-Medizin	245
36	Achtzehn Monate nach der Diagnose	249
37	Ratschläge, Tipps und Hinweise, kurz Geschriebenes, Nachdenkliches	254
	Mein großes Dankeschön gilt	267

Vorwort

Es stellt sich für mich die Frage, wie viel ich von mir, auch von meiner Familie öffentlich preisgeben möchte. Manche denken, vielleicht ist zu viel Privates dabei, was nicht unbedingt jeder wissen muss. Andere denken vielleicht, es ist Sensationshascherei. Und die Nächsten denken vielleicht – mir erging es wesentlich schlechter.

Jeder, den ich frage, und jeder, den ich fragen werde, hat eine andere Meinung, andere Empfindungen darüber, was und wie viel ich erzählen darf, kann und sollte.

Ich denke für meinen Teil, wenn es so war und wenn es so ist, warum damit hinterm Berg halten?

Ob ich jemandem mein Lebensschicksal bei einem Gläschen Wein erzähle oder hier niederschreibe und veröffentliche, macht für mich nicht so den großen Unterschied.

Na ja, und jeden Abend mit einer an meinem Leben interessierten Person ein Gläschen Wein zu trinken, wäre mir auf Dauer dann doch zu viel Alkohol.

Ich wünsche mir gerade durch meine Ehrlichkeit und Offenheit, jene Menschen zu erreichen, die sich dann mehr trauen, über ihre Krankheiten, Schicksale und Ängste zu reden.

Vielleicht gelingt es mir durch diese Zeilen, bestimmte Ängste und Unsicherheiten zu nehmen, oder zumindest nicht größer werden zu lassen, und führt dazu, für sich selbst Kraft aus diesem Geschriebenen zu ziehen, um mit seiner eigenen Last auf den Schultern besser zurechtzukommen.

Georg Hollas

1

August

*„Wir planen Wochen und Monate voraus.
Dabei sind es Sekunden und Minuten,
die unser Leben verändern.“ (1)*

Montagsmorgen, sieben Uhr dreißig in einer nordrheinwestfälischen Großstadt.

Im Laufe der Jahre habe ich es mir zur Angewohnheit gemacht, zuerst den Schlüssel ins Schloss zu stecken und dann mit dem Schlüssel die Tür zuzuziehen. Ich habe dann die Sicherheit, dass ich den Schlüssel nicht in der Wohnung vergessen werde. Kaum war die Tür zu, ich wollte gerade abschließen, ging mein Smartphone. Beim Blick auf das Display wurde mir irgendwie mulmig. Die Nummer meines Hausarztes.

„Hallo Herr Hollas, hier ist die Praxis von Dr. K. Der Doktor möchte Sie gerne sprechen. Einen Moment bitte. Ich verbinde Sie“, sagte die nette Frauenstimme, und ich landete in der Warteschleife ohne nervige Musik. Ich kenne alle seine Sprechstundenhelferinnen, aber ich weiß wirklich nicht mehr, mit wem ich gesprochen habe. Es ging alles viel zu schnell und es war noch viel zu früh am Tag. Ich starrte nach wie vor auf mein Türschloss, in dem der Schlüssel immer noch steckte. Um einen Auftrag würde es definitiv nicht gehen, dachte ich. Und schon begrüßte mich eine Männerstimme.

„Hallo Herr Hollas, schön, dass ich Sie erreiche. Ihre Blutwerte vom Donnerstag sind da. Ist es Ihnen möglich, heute in meine Sprechstunde zu kommen?“

Nicken hätte nichts genutzt, war ja am Telefon, auch wenn mir danach war, also antwortete ich mit „Ja, wann denn?“.

„Von mir aus sofort“, antwortete Dr. K.

„Ich bin noch in der Stadt und nicht vor neun Uhr im Dorf, geht das auch?“

„Ja, dann bis um neun.“

„Worum geht es denn?“

„Das klären wir dann, wenn Sie hier sind, und nicht am Telefon“, antwortete er und verabschiedete sich.

Jo, wenn einen der Hausarzt schon montags morgens um halb acht anruft, verheißt es nichts Gutes und der Arsch ging mir ganz schön auf Grundeis. Ich trabte nachdenklich meine dreiundachtzig Stufen hinunter und versuchte, mich nicht verrückt zu machen. In etwa anderthalb Stunden würde ich Antworten bekommen auf Fragen, die ich selbst nie bewusst gestellt hatte. Irgendwas war mit meiner Lunge wohl nicht in Ordnung. Nach den zwei Lungeninfekten irgendwie kein Wunder.

Was war geschehen?

Typische Geschichte in einem wechselhaften Sommer, vor dem sich keiner wehren konnte. An dem einen Tag waren es dreißig Grad im Schatten, am folgenden nur noch zwanzig Grad, windig und feucht. Je empfindlicher ein Körper ist, desto anfälliger wird man für solche Wetterkapriolen und die damit verbundenen aufkommenden Erkältungskrankheiten. Wie sich in der Tat später herausstellen sollte.

Ich stand mit einem nass geschwitzten Rücken im kalten Durchzug und bekam prompt eine ordentliche Bronchitis. Diese war diesmal vom Feinsten. Habe mich des Nachts wegen der Husterei vor Schmerzen gekrümmt. Schön, wie sich die Schleifstäube und Zigaretten ihren Weg nach außen bahnen wollten. Ich dachte, die Wege in die Lungen sind geteert? Sollte doch daher etwas einfacher gehen. Weit gefehlt. Wenn

Zwerchfell oder Rippenfell meinen, sich entzünden zu müssen, hat man keinen Spaß mehr. Aber wozu gibt es denn die leckeren Antibiotika. Fünf Tage, zweimal am Tag, und die Sache ist gefühlt vorbei. Pipi stinkt zwar ein bisschen, aber das war für mich ein Zeichen, dass es wirkt.

Gut. Mein Körper heilte so langsam vor sich hin. Sobald es mir besser ging, legte ich wieder richtig schön von vorne los, als sei nie etwas gewesen. Anstatt mich ein paar Tage weiter zu schonen.

Nun ja, irgendwann zeigte mir mein Körper, dass er das nicht mehr so richtig will. Nach drei Wochen ging die Sache weiter. Bevor ich vorwurfsvoll schreien konnte: „Wer hat denn das Fenster aufgemacht?“, war es schon zu spät. Ich merkte, wie sich auf meinem von den sommerlichen Temperaturen nur leicht feuchten Rücken kühle Luftwirbel festsetzten und meine Lungenflügel erkalten ließen.

Wieder endloses Abhusten in der Nacht und Krümmen vor Schmerzen, um anschließend mit autogenen Atemübungen meine Lunge zu beruhigen.

Das kann es doch irgendwie nicht sein. Heidewitzka, morgen wird wieder geschliffen, geraucht und womöglich im Durchzug gestanden. Das Los eines Malers auf einer Baustelle, an der zu viele andere Handwerker ein anderes Frischluftbedürfnis hatten als ich.

Am Folgetag war Tapezieren vorgesehen, und wie üblich das Rauchen. Sorry, ich vergaß, das klappte auch nicht, weil ich keine Luft mehr bekam und mich meine Kundin daraufhin, ohne Wenn und Aber, sofort zum Arzt schickte.

Dieser legte mich dann, zum ersten Mal in meinem Leben, an einen Cortisontropf. Och, beruhigte ich mich, es gibt etwas, was besser funktioniert als ein Antibiotikum. Aber an einem Tropf zu liegen ist nun doch nicht so fein. Vor allem nicht

mit einer Nadel im Arm. Und das mit meiner Spritzenphobie. Außerdem ist es reine Zeitverschwendung.

In dem Moment, als ich das dachte, hatte ich keinen blassen Schimmer davon, was auf mich zukommen wird.

„Ach ja, ich brauche noch Blutdrucktabletten“, sagte ich in einem Nebensatz zu Dr. K.

Er zuckte nur kurz mit seinen Augenbrauen und fragte: „Sagen Sie mal, Herr Hollas, wann haben wir das letzte Mal ein großes Blutbild gemacht?“

Worauf ich nur unwissend meine Schultern hob. In den zwei Jahren, seit ich die Blutdruckmedikamente nehme, habe ich es nie nachkontrollieren lassen. Und ich gebe zu, während dieser Zeit war ich auch nie wieder bei Dr. K gewesen. Denn sie funktionierten doch. Ich meine die Pillen. Mein Blutdruck hatte sich richtig schön auf einem Durchschnittsdruck eingedruckt.

„Dann kommen Sie bitte Donnerstagmorgen nüchtern zur Blutabnahme“, war seine Antwort. „Wir machen, wenn die Ergebnisse da sind, für Ende nächster Woche einen Termin.“

Und meine Gedanken waren: Donnerstag. Halbe Stunde früher aufs Dorf fahren ... grummel ... nüchtern ... grummel ... Nadel im Arm ... schrecklich ... Was tut man nicht alles, um irgendwie seinen Körper auf Trab zu halten.

Aber das war nur der Anfang der folgenden Geschichte.

Der Termin zur Nachkontrolle meines Lungeninfektes, der für Ende nächster Woche geplant war, wurde gerade aufgrund der mir bis dahin noch nicht bekannten Ergebnisse auf Montagmorgen um neun Uhr vorverlegt.

Ich frühstückte mit meinen beiden Angestellten Tomek und Daniel, brachte die beiden zu ihrer Baustelle und ging in meinem Handwerkeroutfit, meiner weißen Latzhose, zu meinem

Hausarzt. Ich musste gar nicht lange warten. Das Wartezimmer war wider Erwarten leer. Ferienzeit und gutes Wetter, war die Erklärung.

„Wenn Sie mal schauen wollen“, begann Dr. K. nach den üblichen freundlichen Begrüßungsfloskeln. „Das letzte große Blutbild war 2008 und da lag der Wert der Eiweißenzyme bei 8. Bei den Ergebnissen, die wir heute bekommen haben, liegt der Wert der Eiweißenzyme bei 30. Also mehr als dreimal höher wie vor acht Jahren. Die Kurve auf der Grafik dürfte bei Weitem nicht so hoch sein, wie hier angezeigt.“

Ja, ich gebe zu, ich hatte es komplett verdrängt. Davon war nichts mehr da. Vollständig aus dem Hirn verbannt. Ja, so ein Zäckchen in einem Kurvendiagramm hatte ich vor acht Jahren schon einmal gesehen. Ich nahm es durchaus ernst, denn es jagte mir einen großen Schrecken ein. Damals suchte ich einen Hämatologen auf. Eine Knochenmarkentnahme stand auch auf dem Programm. Doch der Hämatologe meinte nach der Betrachtung der Blutwerte, es wäre nicht so tragisch, ich sollte regelmäßig zum Blutnehmen gehen. Dass es jedoch so ernst war, erkannte ich nicht, denn es ging mir ja gut. So hoch war dieser Wert auch nicht, das wird sich schon wieder einpegeln, dachte ich mir. Nun ja ... ich will mich jetzt nicht rechtfertigen, denn es ist so, wie es ist. Ich habe es verdrängt und nachher vergessen. So wie Männer nun mal sein können.

Das Auf und Ab im Leben und auf der Arbeit waren immer gute Gründe, solche Informationen nicht mehr weiterzuverfolgen.

Es kam die Krankheit und Pflege meines Vaters dazwischen. Anschließend die gesundheitlichen Probleme meiner Mutter.

Und ich muss wirklich sagen, ich habe es – vielleicht auch zum Glück – wirklich vergessen.

Ehrlich gesagt, fünf Jahre vorher, im letzten Lebensjahr meiner Mutter, in dem sie sich quälte, ihren Weg zum Herrn Gott zu finden, hätte ich den ganzen Kladderadatsch, der unweigerlich auf mich einstürzen sollte, gar nicht gebrauchen können. Außerdem ging es mir ja gut. Ich hatte zu dieser Zeit aktuell nichts Besonderes, bis auf den zu hohen Blutdruck und diese Lungengeschichte. Aber diese war ja erklärbar.

Wie sich später herausstellte, hätte man vor zehn Jahren sowieso nichts behandeln können. Man hätte die Krankheit vielleicht schon diagnostiziert und betiteln können, aber keine zufriedenstellende Möglichkeit gehabt, sie zu behandeln. Von daher war es, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, für mich sogar besser, dass ich es vergessen hatte. Manchmal lebt es sich entspannter, manches nicht zu wissen, bevor man sich verrückt macht.

Nun kam dieser riesige Zacken in der Grafik wie so ein Tsunami auf mich zugerollt und ich war klatschnass von der Flutwelle. Irgendwie wusste ich, dass es nun nicht mehr mit „Abwarten und Beobachten“ abgetan ist.

„Ist es so wie vor acht Jahren?“, fragte ich meinen Hausarzt mit meinen Dackelaugen. „Verdacht auf Leukämie, sprich Blutkrebs?“

Das wollte er so nicht sagen. Es war auch gut so. Ich weiß gar nicht, ob er jemals das Wort Krebs gebrauchte. In der ganzen Diagnosefindung war er schon klasse und sehr einfühlsam. Er empfahl mir für die nächsten Schritte zwei Ornithologen, sorry ... Onkologen.

Ich wählte nach meinem Bauchgefühl und nach dem Zeitaufwand, dorthin zu kommen, aus. Allerdings nahmen sich beide nicht viel. Es stellte sich nachher heraus, dass es dieselbe Onkologin war, die meine Mutter behandelte. Fügung

des Schicksals? Weiß nicht. Glaub ich nicht dran. Es fühlte sich sicher an. Denn wie ich noch von meiner Mutter in Erinnerung hatte, kam sie gut mit ihr zurecht. Und das konnte ich nur bestätigen.

Ich bekam zwei Wochen später einen Termin für ein Vorgespräch mit der Onkologin und Hämatologin zur Biopsie meines Beckenknochens. Es ist nach den Blutergebnissen der nächste Schritt, um eine weitere Diagnose zu erstellen. Das bedeutet, mir wird ein Stück Knochen aus meinem Becken gebohrt. Dieser wird dann untersucht, um mehr zu erfahren.

Der Schlag in die verschiedenen Gesichter meines Umfeldes war gewaltig, als sie die Prognose hörten. Ohne dass ich, und das kann ich eigentlich ganz gut, dramatisierte. Einfach nur die Tatsache, dass mit meinem Blut etwas nicht stimmt und es auf Blutkrebs hindeuten könnte, sorgte schon für besorgtes Unbehagen. Die Reaktionen waren vielseitig. Nun war für uns alle die Zeit des Wartens bis zur Diagnosestellung angebrochen.

Mir erzählte mal jemand: „Bei einer Krebserkrankung gebe man sich und sein komplettes Selbst beim Durchgang durch die Krankenhaustür ab.“ Das hallt immer noch in meinen Ohren und ist nach wie vor sehr präsent. Denn es stimmt.

Nach meiner Zivildienstzeit, das ist knapp dreißig Jahre her, war ich einmal genötigt, mich arbeitslos zu melden. Der Weg zum Arbeitsamt war einfach zu bewältigen. Doch als ich mit meinen Unterlagen unter dem Arm vor dieser überdimensionalen Glastür stand, kam ein unwohles Gefühl auf. In dem Moment, wo ich durch diese Glastür ging, fühlte es sich so an, als ob ich einen Stempel auf die Stirn gedrückt bekam. Arbeitslos, ohne dass ich es wollte, hinterfragte ich mich und

mein Leben. Wohin wird mich mein Weg führen? Welche Aufgabe habe ich und werde ich in dieser Gesellschaft erfüllen? Dieses sich selbst hinterfragende Gefühl hatte sich in meinem Unterbewusstsein festgebissen.

Und nun, als ich zum ersten Mal durch diese Tür in das Krankenhaus am Rande der Stadt ging, fühlte es sich für mich ähnlich an. Es war zwar keine überdimensionale Glas-tür, sondern eine Drehtür, aber sie ließ mir genug Zeit, um den gleichen Gedanken nachzugehen. Diesmal war der Grund ein anderer. Der Verdacht auf eine Krankheit und ein neuer mit großer Wahrscheinlichkeit anderer Weg, der überhaupt noch nicht zu erkennen war.

Ab dieser Tür ist mein eigener Einfluss, den ich selbst auf meinen Körper habe beziehungsweise was mein Körper und die Ärzte mit mir vorhaben werden, mehr oder weniger vorbei oder wird sich auf jeden Fall ändern. Man gibt durchaus einen Teil von sich selbst ab und muss Menschen trauen und vertrauen, die man mal eben für zwanzig Minuten kennenlernt.

Klar habe ich die Möglichkeit, mich umzudrehen und zu gehen. Aber das würde die ganze Sache, langfristig, mit Sicherheit schlimmer machen.

Es war richtig, weiterzugehen!

Und schon befand ich mich vor der nächsten Tür. Da stand etwas, was ich irgendwie bis zum Lesen dieser Aufschrift verdrängte, nicht wusste oder nicht wahrhaben wollte: Onkologie und Hämatologie.

Zum ersten Mal realisierte ich wirklich, was da stand. Ich dachte immer, Onkologie hat etwas mit Krebs zu tun und Hämatologie mit Blut. Was ja auch stimmt. Aber der Zusammenhang war mir nie deutlich geworden. Anders gesagt, ich

habe nie so richtig darüber nachgedacht, bis zu diesem Moment. Erst als ich diese Aufschrift las, wurde es mir bewusst. Durch diese Tür rückte das Wort Krebs deutlich ein Stück näher in mein Bewusstsein. Ich bin also nun dort, wo eine mir fremde Person nachforschen wird, ob ich Krebs haben könnte. Wohl war mir bei der ganzen Sache nicht und ich hoffte, seit dem ersten Gespräch mit meinem Hausarzt, auf ein glimpfliches Ende.

Neben dem Ausfüllen unzähliger Formulare und nach fünf- und vierzig Minuten Wartezeit hatte ich mir fünfzehn Minuten angehört, was alles auf mich zukommen könnte. Und auch meine Hämatologin sprach nicht von Krebs. Auch gut. Alles noch in der Schwebe. Ist ein glimpfliches Ende doch in Sicht?

Nicht unbedingt beruhigend, aber wenn es so sein sollte, muss ich lernen, mich in Geduld zu üben. Es wurde ein Termin zur Biopsie vereinbart. Zehn Tage später. Weiter bangen und warten.

Warum geht das nicht an einem Tag?, fragte ich mich und verstand nicht unbedingt die Rationalität der Terminvergabe. Muss da irgendwer eine Nacht drüber schlafen? Kennenlernen und Befragung um elf Uhr, dann eine Runde sacken lassen und um vierzehn Uhr das Loch in den Beckenknochen bohren. Kann eigentlich organisatorisch nicht so schwierig sein. Ab diesem Termin begriff ich, dass ich mir eine Krankenhausuhr zulegen sollte.